

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

187 (13.8.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 65

Reisebetrachtungen eines Arbeiters.

Von Luzern auf den Säntis.

(Schluß.)

Es war nichts Angenehmes, der Abstieg, wie ich bereits angeführt hatte. Unseren beiden Pastoren ging es zu langsam, sie eilten voraus, um auf der Reglisalp Quartier zu machen. Nach mühseliger Wanderung kamen auch wir, durchnäht bis auf die Haut, auf der Reglisalp an. Das Wasser konnten wir aus den Eieseln herauskühlen. Als wir ins Zimmer traten, trafen wir nur den einen der Pastoren an, er hatte sich von der Kellnerin ein paar Strümpfe gepumpt, um seine Blöße zu bedecken, die seiniger prangten am Ofen. Der andere Herr hatte sich zu Bett begeben, bis seine Kleider trocken waren. Aber auch wir mußten das gleiche Schicksal teilen. Ausgerüstet nur mit Hose und Hemd und ein paar Schuhe von einem Senner sahen wir uns den Ofen herzu, um uns zu trocknen.

Man müßte glauben, daß wir durch diesen Oberguß bei unserer Säntispartie mißgestimmt waren, dem ist aber nicht so, das Gegenteil war der Fall. Wir waren ja nicht die einzigen, die eingeseift wurden, es fanden sich noch mehr von diesen Wiederkehrern ein. Drei lustige Appenzellerinnen schlugen die Hühner und jodelten, sobald es sehr kurzweilig war.

Am Morgen hatte es aufgehört zu regnen, der Nebel aber wollte nicht weichen. Wir setzten unsere Tour fort, wählten aber für unseren Rückmarsch einen behaglicheren Weg, der uns wieder am Seealbsee vorbeiführte; noch ein letzter Wld und noch einmal ging es auf steilem und schlüpfrigem Pfad die Höhen hinauf nach dem 1461 Meter hohen Aescher. Ein Wirtshaus oder besser gesagt ein Schwalbennest, ist dort oben an den Felsen geklebt. Wie niedrig und doch geräumig sieht es von innen aus. Die Rückwand ist nicht etwa Holz oder Mauerwerk, nein, es ist direkt die Felswand, die sich, nach oben schließend, über das Häuschen wölbt. Es braucht einem nicht zu wundern, wenn unser Landsmann Josef Viktor v. Scheffel so gerne und oft dort oben geweilt hat. Eine Bronzeplatte mit seinem Reliefporträt ist am Felsen angebracht und seinem Andenken geweiht. Unser Staunen sollte damit noch nicht befriedigt sein. Wir gingen, nachdem wir im Wirtshaus einen Schoppen Schweizerwein gepfecht hatten, am Felsen entlang über eine Brücke nach dem Wildkühli. Eine 10 Meter breite Grotte, die früher einmal eine Einsiedelei war, ist als Kirche eingeweiht. Altar und Bänke, alles ist vorhanden und vor der Grotte ein holzgezimmertes Türmchen. Auch hätte man von hier aus eine prächtige Aussicht, wir jedoch konnten dieselbe nicht genießen, da der Nebel sich immer noch nicht gelegt hatte. Nachdem wir unsere Bewunderung über diese romantischen und gigantischen Werke der Natur geäußert, ging es abermals einige Schritte weiter und vor uns stand wieder ein Wirtshauschen, dem wir aber als gastliche Stätte kein Interesse entgegenbrachten. Wir baten um Führung durch die Felshöhle. Eine Kienholzfackel wurde angezündet und nun ging es hinein in den schauerlichen Felschlund. Erst mußte man gebückt gehen, je tiefer man aber in die zirka 150 Schritt lange Felshöhle hineinkam, desto höher wurde sie. Ausgrabungen in dieser Höhle haben ergeben, daß hierin einmal sogenannte Höhlenbären gehaust haben. Zahlreiche Funde haben dies bestätigt. Der Ausgang der Höhle führt zur Ebenalp (1644 Meter). Wir gingen aber wieder durch die Höhle retour und traten nunmehr den Rückmarsch an. Zurück ging es nach Weisbad, wo wir unsere Rucksäcke wieder in Empfang nahmen. Von hier aus gingen nach Appenzell, wo uns das Dampftröß entführte, dem Bodensee und den heimatischen Penaten entgegen. Ein Lebenswohl den Schweizer Bergen, wenn auch nicht alle unsere Wünsche erfüllt wurden; wir haben trotz Schnee und Regen doch schöne Tage erlebt, die uns stets in Erinnerung bleiben werden.

Und nun, liebe Reisebegleiterin und Reisebegleiter, die ihr unseren Wanderungen gefolgt seid, auch bei euch wird der Drang und der Wunsch laut geworden sein, einmal eine Reise, sei es

nach der Schweiz oder sonst nach einem herrlichen Flecken des Erdennetzes zu unternehmen. Die Kehrseite der Medaille, das liebe Geld, ist immer am raschen und mit Rücksicht darauf geht es nicht. Und doch geht es. Fast jeder Arbeiter könnte sich einmal, wenn auch nur alle 2 Jahre, eine Reise erlauben. Es muß ja nicht gerade die Schweiz sein, auch der Schwarzwald, der Odenwald und die Rheinpfalz bieten herrliche Ausflüge und wenn man diese Touren einmal in der Nähe gemacht hat, so findet man auch den Schlüssel, um etwas größeres zu unternehmen. Die Grundbedingung ist Sparen. Und ist es auch nur ein Groschen. Hier einen und dort einen; mit der Zeit gibt es doch ein nettes Stimmchen. Man kann auch ganz gut öfters ein Glas Bier — nicht trinken. Gewiß wird mir jeder zugeben, daß manchmal ein solcher Nidel unnötigerweise ausgeben wird.

In anderer und zwar wirtschaftlicher Beziehung sind derartige Touren sehr lehrreich; wir, die wir das ganze Jahr in Werkstätten und Fabriken in emsiger Arbeit und oft geisttöbender Arbeit geradezu verkrümmern, bekommen neue Anregungen, neue Lebens- und Schaffensfreude. Gleichzeitig wird uns aber das Bewußtsein kommen, daß auch wir ein Recht zum Leben haben. Nicht eine kleine Zahl Befähigter hat das Recht auf Ruhe, auf Erholung, auch der Arbeiter, die Arbeiterin, die die Werte schaffen, wollen einmal ausspannen und ihre Tage in Ruhe und Erholung genießen. Jeder Freund der Natur, jeder, dem es daran gelegen ist, den Arbeiter emporzuheben aus seinem Joch, aus seinen Fesseln, er möge mitarbeiten daran, daß dem Arbeiter auch hier und da eine kleine Reisefreude zuteil wird. G.

Arbeiterfeste.

Genosse Mr.-Baden-Baden behandelt in Nr. 18 dieses Blattes dieses Thema in dem Sinne, daß er die gegenwärtige Gepflogenheit der verschiedenen Arbeitervereine, Feste zu feiern, als zu „materialistisch“ und banal verwirft und das Ideal an die Spitze stellt. Es ist wahr, gerade der Idealismus gibt unseren Festen die richtige Weihe und sie unterscheiden sich auch heute schon sehr wohl von den Festen bürgerlicher Vereine. Genosse Mr. beweist dies wohl am besten dadurch, daß er in seinem Rufe nach Vereinheitlichung der Arbeiterfeste bemerkt:

„Ein großer Teil unserer Leute, die gewerkschaftlich und politisch im vordersten Treffen stehen, sind bei verschiedenen anderen Vereinen (Gesang-, Turnvereinen etc.) gleichzeitig noch Mitglieder und so sehen wir das wenig angenehme Schauspiel von ununterbrochenen „Verpflichtungen“.

Was ist es wohl anderes wie der Idealismus, welcher diese Genossen bewegt, all diesen Vereinen anzugehören, geboren aus der Ueberzeugung, mit diesem die Erreichung des großen Zieles fördern zu können. Vom finanziellen Standpunkt aus ist die Zugehörigkeit zu verschiedenen Vereinen allerdings bedenklich, aber wo hat sich schon jemals „Kapital“ und „Ideal“ polarisiert? Diese Genossen bringen eben ihrer Ueberzeugung größere Opfer, die manchmal in keinem Einklange zum Erfolg stehen. Vielfach macht man die Erfahrung, daß Arbeiter-Sportvereine, die in der Absicht, die Parteibewegung fördern zu helfen, gegründet wurden, in das Gegenteil ausarten, ohne daß eine diesbezügliche Absicht der betr. Vereinsleitung oder der Mitglieder in Wirklichkeit vorliegt. Die Ursache ist nicht schwer zu ergründen. Allgemein wird angenommen, daß die noch „unsicheren“ Arbeiter in einem Arbeitergesang- oder Turnverein viel leichter den fortschrittlichen Ideen zugänglich gemacht werden können, wenn sie statt in einem bürgerlichen Altimbim-Verein in einem Arbeiterverein organisiert sind. Der Grund ist einleuchtend; trotzdem muß aber vielfach die Erfahrung gemacht werden, daß dann gerade bei diesen der Gesang oder das Turnen zum Selbstzweck wird, daß sie mit ihrer Mitwirkung beim Freien Männergesang oder in der Freien Turnerschaft, sich aller übrigen Parteipflicht,

Wie das gewöhnliche Menschenfresser Maestro Petruccio produzieren werde. Er werde vor den Augen des Publikums lebende Menschen verzehren. Am Abend des großen Ereignisses krönten Hunderte nach dem Zirkus, um dem seltenen Schauspiel beizuwohnen. Mit ungeheurer Spannung erwarteten die Zuschauer die „Glanznummer“ des Abends. Endlich erschien der König der Kannibalen. Mit stehenden Zähnen betrat er die Rampe und ließ seine unheimlichen Augen über den Zuschauerraum gleiten. „Wie es scheint“, begann er grinsend, „hat von dem geschätzten Publikum niemand Lust, sich bei mir zu melden, um verpfeift zu werden.“ Da hatte sich der Kannibalenkönig jedoch gewaltig geirrt. Kaum hatte Petruccio die erwähnte Herausforderung ausgesprochen, so sprangen zwei Pukstonsöhne auf das Podium und boten sich unter ungeheurem Jubel der Zuschauer dem Kannibalen als Lederbissen an. Der Maestro geriet in große Verlegenheit. „Nun denn“, stöhnte er, „gut, die Vorstellung kann beginnen. Bitte, entkleiden Sie sich, da ich das Leinwandzeug nicht gut verdauen kann!“ In wenigen Sekunden standen die beiden „Opfer“ in Adamskostüm da. Diese Bereitwilligkeit wurde dem Maestro nun unheimlich. Naitlos ging er auf und ab, bis er endlich mit folgender Frage herausplätzte: „Wünschen die Herren gekostet oder gebraten verpfeift zu werden?“ Nun brach ein Sturm der Entrüstung los: „Schlagt ihn tot, den Betrüger!“ riefen die Vertreterinnen des zarten Geschlechts. Wie Löwen fielen die beiden Jünglinge über den armen Menschenfresser her und verprügelten ihn derartig, daß ihn kaum je wieder die Lust anwandeln wird, als Menschenfresser aufzutreten.

Moderne Mägdelein Kochkunst. „Zuerst haben wir selbst gegessen, was meine Tochter gekocht hat — konnten es aber nicht vertragen; dann haben es die Diensthöten bekommen — die lieben es aber stehen; darauf haben wir es zu wohlthätigen Zwecken gesendet — man wollte es aber nicht mehr haben; darnach bekamen es die Hausierer — seitdem kommt keiner mehr; dann haben wir es den Bettlern — jetzt läßt sich keiner mehr sehen; endlich haben wir es unserem Hund — seitdem ist er verschwunden; zuletzt haben wir es dem Nachbar gebracht für seine Schweine — nun grüßt er mich nicht mehr! Ach ja...“

Lebensregel.

Ehrlich kommst du nicht zur Höch Nur Schwindel und Betrug Hebt dich; wahrst du das Menonmee, Bist du nicht schlecht, nur klug.

Der Welt, der ist es einerlei Ob man im Trüben fischt, Die Hauptfach' ist, sei schlau dabei, Daß man dich nicht erwischt.

Entzieh' dem Kleinen Licht und Luft, Nimm ihm sein täglich Brot! Du bist im Recht, er ist der Schuft Schlag' ihn moralisch tot.

Die eig'ne Ehre stets beschützt, Die laß dir nicht verletzen! Dem andern, so es dir nur nützt, Dem reiße sie in Fetzen.

Das ist Programm der Lebenskunst, Tu' jeder, was er kann; Wenn dir dabei das Glückschwein grunzt, Bist du gemachter Mann.

Wer diese Weisheit sich erwirbt Und lebt wie hier empfohlen, Ist Ehrenmann, doch wenn er stirbt Soll ihn der Jff holen.

Friedr. Pifer.

Literatur.

Von den „Sozialistischen Monatsheften“, die jetzt bekanntlich alle 14 Tage erscheinen, ist das 16. Heft des 14. Jahrganges erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Emile Vandervelde: Die Bergesellschaft des Bodens. — Max Schippel: Dauerner Umschwung auf dem Getreideweltmarkt? — Wilhelm Schröder: Berliner Verkehrspolitik. — Ricardo Guch: Piero

Baroncelli. — James Reid Durbin: Zur Fassung der englischen Sozialisten in der Frauenstimmrechtsfrage. — Friedrich Meis: Der materielle Ausbau der Arbeiterversicherung.

Aus den Witzblättern.

„Simplicissimus.“

Abwärts. „Na, wie seid's denn nacha mit euerm Bürgermoasta z'fried'n?“ — „Guat, guat, es is soweit a ganz richtiger Mann, aber er hat halt scho a bißl auslass'n. Früher is er allaweil ins Amt gang'n, iacht geht er grad mehr in die Zehnmußmess.“

Neben mir wohnt ein Friseur, dessen Glückseligkeit den Gipfelpunkt erklimmt, wenn er mit jemandem aus höheren Kreisen in Berührung kommt. Namentlich wenn der Herr Baron von Kummelndorf sich bei ihm seine kümmerlichen Haare schneiden läßt, fühlt sich der Haarkünstler so geehrt, daß er seinen beglückten Gefühlen nicht genug Ausdruck verleihen kann.

Neulich, als der Baron von ihm verschnörkelt war und den Laden bereits verlassen hatte, sah unser Haarkünstler, daß der Schirm des geehrten Kunden in der Ecke vergessen dastand. Er ergreift ihn, stürzt atemlos dem Herrn nach und ruft, daß es laut über die Straße schallt: „Herr Baron, Ihr Herr Schirm, Ihr Herr Schirm, Herr Baron!“

Der Einzige. „Ich denke, Sie sind zum Familientag abgereist, Graf?“ — „Musste leider verschoben werden. Wäre der Einzige gewesen. Anderen sitzen alle in Gefängnis oder Heilanstalt.“

Der Münchener. „Na, Herr Offizial, Sie machen keine Sommerreise?“ — „Gehens zu, die Kalbsbägen außerhalb Münchens, die schmecken mir net.“

Appell. „Kinder, streitet euch doch nicht wegen jeder Kleinigkeit! Was hab' ich denn von meiner Ehe gehabt? Neun Unzüge und sechs Kinder!“

Die Zeitungen haben berichtet, daß Grete Meier das Schafott mit den Worten bestieg: „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist.“ — Dies ist unrichtig. Wie uns ein Augenzeuge mitteilt, starb sie als gute Sächsin und echte Patriotin mit den Worten: „Gott segne, Gott erhalte, Gott beschütze unseren guten König, den fürsorglichen Landesvater, er lebe hoch, hoch, hoch.“

Der Kaiser fährt in seinem Automobil nach Potsdam und überholt unterwegs einen ihm bekannten Sportmann. Letzterer will versuchen, S. M. zu folgen, kann die Geschwindigkeit aber mit seinem Auto nicht erreichen.

Nach einigen Tagen fragt der Kaiser bei einer Festlichkeit den auch anwesenden Sportsmann: „Na, wie hat Ihnen denn die letzte Autotour gefallen?“ — „Sehr gut, ich habe ein Strafmandat wegen zu schnellenfahrens bekommen.“

Ratgeber.

Für die Küche.

Einfache Prüfung der Butter auf Verfälschung. Die verdächtige Butter wird auf ein Stück weißes Papier gestrichen, dieses zusammengerollt und angezündet. War die Butter rein, so entwickelt sich ein angenehmer Geruch, war sie mit tierischen Fetten gemengt, so riecht sie nach verbranntem Talg.

Gemeinnütziges.

Blaue Lippen. Zurzeit der Blaubeeren reinigt man die Lippen leicht und bequem mit einem Stückchen weißen Seidenpapiers, es erfüllt denselben Zweck wie Zitronensaft.

Mittel gegen Mückenstiche etc. Man befeuchtet die gestochenen Stellen sofort mit einer Mischung von einem Teil Salmiakspiritus, zwei Teilen Weinessig und einigen Tropfen Lavendelöl. Dieses Mittel ist sehr zu empfehlen, man muß es daher in einer kleinen Flasche bei sich führen, um es gleich bei der Hand zu haben.

Mittel gegen Nasenstuten. Man atme bei festgeschlossenen Munde durch die Nase tief ein, schließe sodann mittelst der Finger die Nase fest und atme durch den nunmehr geöffneten Mund aus. Die atmosphärische durch die Nase eingeatmete Luft bringt das Blut in der Nase zum Gerinnen.

speziell der Parteiorganisation, entboden glauben. Die Bedeutung als Sänger oder Turner sagt ihnen viel besser zu, wie die „trockene Politik“, welche doch so notwendig ist. Natürlich sind auch in den Arbeitervereinen Leute, welche mit aller Kraft dem Ziele der Arbeiterschaft zustreben, aber — sie müssen Mühsal üben, denn es ist für den Sportsverein nicht einerlei, ob unter Umständen ein guter Tenor oder ein Vorturner flüchtig geht. Man wird bremsen, denn das Bestehen des Vereins darf nicht gefährdet werden.

Diese Tatsachen haben schon viel Unheil angerichtet in der Arbeiterbewegung, sie haben schon manchen Ort für die Parteiarbeit völlig brach gelegt. Wäre es nicht besser, allüberall mit Gründungen von Sportsvereinen zuzuwarten, bis der Parteiverein stark genug ist, diesen ein Fundament bieten zu können? Die oben angeführten Mißstände treffen in der Hauptsache nur für mittlere und kleine Parteiorte zu; wie steht es aber in den Städten? Dort sind Parteigenossen genug, um gleichzeitig mehrere Gesangsvereine halten zu können und trotzdem steht auch dort die Sache etwas schief. Man hat schon erlebt, daß eines Mitgliedes oder auch eines Dirigenten wegen, die größte Unordnung und sogar persönliche Feindschaft unter den einzelnen Mitgliedern eintrat. Wäre dies wohl möglich gewesen, wenn alle, gleich überzeugt, gleich dem großen Ziele zugestrebten wären? Sicher nicht, aber diese Umstände geben zu denken und weisen darauf hin, daß die Reformen keineswegs bei den Festlichkeiten beginnen dürfen, sondern bedeutend tiefer gehen müssen. Ich meine damit nicht, daß man die örtlichen Verhältnisse völlig außer Betracht lassen soll, aber auch hier läßt sich mit etwas Wagemut vieles ändern. Ist es doch schon vielfach in einzelnen Orten soweit gekommen, daß die durch die Arbeitervereinsmeierei erzeugte persönliche Feindschaft zur Parteifeindschaft ansartete.

Während oben angeführte Mißstände zum großen Teil den unzureichenden Kräften in kleineren Orten zuzuschreiben sind, macht sich in Städten mit reichlichen Kräften die Großmanns-sucht geltend, die schon zu gefährlichen Komplikationen geführt hat und so gaben mitunter die Großstädter, denen die Aufklärung zugänglicher gemacht ist, wie der Landbevölkerung, mitunter ein nichtnachahmenswertes Beispiel.

Zur Festlichkeitsfrage selbst muß gesagt werden, daß die wenigsten der veranstalteten Feste einem wirklichen Festlichkeitsbedürfnis entsprechen. Die Veranstaltung gibt in der Regel die Kaffeekasse, welche man nolens-volens durch die Einnahmen aus der Festveranstaltung zu beheben sucht. Und es ist eine alte Tatsache, daß es sehr viele Arbeiter gibt, die lieber 2 Mark am Glücksrad opfern, als wie 20 Pf. Eintritt bezahlen, welche ein solches schließlich ganz überflüssig machen würden. Gerade in kleineren Orten trifft man Vereine, die das Geld zu ihrem Bestehen zum größten Teile aus Festlichkeiten herauszuschlagen müssen; mir sind Vereine bekannt, die 99 Prozent ihrer Mitgliederbeiträge beispielsweise für den „anspruchlosen“ Dirigenten u. a. aufzuwenden müssen, dann gehen aber erstens die Vereinsbeiträge nicht so bombastischer ein und zweitens sind noch andere unumgängliche Vereinsbedürfnisse zu befriedigen. Woher also das Geld für die gewünschte gediegene Ausgestaltung eines Festes nehmen? Auch die veranstalteten Waldfeste dienen nicht zur Fütterung der Wirte. Fast regelmäßig werden sie in eigene Regie übernommen. Wenn Genosse Mr. alle die Stojgebete, mitunter auch Verwünschungen, die am Morgen eines solch kritischen Tages aus den Herzen der „Angläubigen“ gegen Himmel fahren, kennen würde, müßte er seine Meinung ändern. Ideale Feste, wie sie Mr. wünscht, sehen etwas voraus, dessen wir uns heute noch nicht erfreuen können. Vielleicht später. Alles in allem: Die Arbeiterfeste können heute noch nicht allüberall gemeinschaftlich gefeiert werden, weil verschiedene Vereine die Einnahmen zum Bestehen brauchen, soweit es kleinere Orte betrifft — und die größeren wollen es in der Regel nicht! Aber eines kann jeder Ort, daß wenigstens einmal im Jahr ein gemeinschaftliches Fest gefeiert wird, bei dem es auf den Heberfuß nicht ankommt. Das wäre ein Anfang zum Besseren.

Stillingen. L.

Altsonnenwirt.

Die Neuentweger Gemeinde tut prinzipiell nichts für den Fremdenverkehr. Der Bürgermeister und mit ihm die Mehr-

zahl der Gemeinderäte sind nämlich der Meinung, der Singe, der von den Sommergästen profitiere, sei der Sonnenwirt. Der Altsonnenwirt, ein echter hagerer Schwarzwälder, mit kleinen, lustigen Augen, läßt sich nicht bedrücken. Den ganzen Tag verliert er mit dem kurzen Pfeifchen im Mund, draußen herum, bringt hier einen Wegweiser an, errichtet da eine Bank, baut dort einen Weg nach einem schönen Aussichtspunkt oder Ruhepunkt. In unermüdlicher Gemächlichkeit sorgt er für das Wohlfinden seiner Gäste.

Treffe ich ihn da neulich am Belchen, da wo der Aufstieg vom Dorf am Belchenwald abweicht, nach Mülten. Ein steiler Weg, ein sonniger Weg. An der oberen Ecke des Wäldchens hatte er gerade durch das Fällen von ein paar jungen Buchenstammchen eine prachtvolle natürliche Laube entstehen lassen. Der Aufstieg zum Belchengasthaus ist von da aus sehr anstrengend und der Tourist sehnt sich geradezu darnach, hier noch einmal im Schatten verschaukeln zu können.

Unser Alter, stets auf der Suche nach derartigen Vergnügungsbedürfnissen, hatte dies längst erkannt, und mit dem Verdrachten der geradezu ideal angelegten Laube heute vielen Wünschen Erfüllung gebracht.

Nun war er gerade daran, mit einem Burschen aus seinem Dorfe die Bank zu zimmern. Er benützte dazu die Stämmchen der Buchen, die vorhin den Platz räumen mußten.

Es war ulkig, den Beiden zuzusehen. Der vom Leben gewöhnte Alte tat keinen Streich ohne alle nötige und unnötige Vorsicht. Dreimal wurde abgemessen, hin und her wurde erwogen, ehe er die Säge oder den Hammer ansetzte. Der Junge dagegen wars Draufloschöpfen gewöhnt. Die überlegten Vorarbeiten des Alten hielt er für überflüssigen Krimskrams; diese „zimperlische“ Art war ihm langweilig.

Eben wollte der Junge ein Quersholz an einem in den Boden gerammten Stamm mit einem Nagel befestigen. Altsonnenwirt gab ihm den Rat, mit dem Bohrer vorher ein Loch zu machen, damit der Nagel nicht krumm werde. Der Junge tat's nicht. Der Nagel ging auch so gerade, man müßte es nur richtig machen. So dauerte das Wortgefesch eine ganze Weile, reichlich lange genug zwei Bohrlöcher zu schaffen und zwei Nägel einzulassen. Schließlich gab der Alte nach, nicht ohne vorher die Drohung ausgesprochen zu haben:

„Wege mir, mach was d' wotsch, mir chas glich si, aber dös sagi der, wenn d' enn ärumm schlafsch, no chasch en wieder ufe ziege un d' Zange kriegsch nit derzu.“

Damit steckte er die Zange in die Tasche. Nun, der Nagel hielt, und es werden sich wohl Viele der schattigen Laube, der schönen Bank erfreuen. R. G.

Briefwechsel eines bayrischen Landtagsabgeordneten.

(Siehe Freitagnummer unseres Blattes.)

An Wollgeborn

Frau Mari Fisser

kenigl. Abgeordnetensgahlin

in Mingharding

Bosch daselbst.

Libe Mari

Ich mus es dir schreim, das solchene Brife als wie du schreibsd ganz unfersehend sind und fileichd bist Dr bloß ein Weibsbild, wo thum daherred und die Har lang sind aber der Ferstand isd kurz und es mus geblabbert sein und geradsch und geschimbt, und alle Weibsbilder sind von dieser Beschaffenheit, und inder Hergott hadd auch was geschueteres duhn kennen als wie mit inderne Ribben solchene Geschäfte fabrihnen.

Libe Mari, ich mus mit Schmäxz bemergen indem Du solchene Ausdruck hasd, das ich ein Haderlump bin und ein misrablinger.

Libe Mari, duffes viel ich Dir ferzeien, weil es familär isd und iberall der Brauch.

Libe Mari haber Du hasd geschriem das die Minisder keine Hanswurtschen nicht braugen und duffes sich mier alle, die wo in der Shtad noch in Schwawe ired Angefuchtes regürn, und da musd du dich fileichd besienen, ob sich fileichd die Regierungselämende for einer gscherten Moln und schlotnarische Gredl, die wo ire Drärgschleiber nicht einzeint had, sich auf duffe Weise beledungen lasen hober nicht.

Libe Mari, du musd es nicht klauen, das ich fileichd mier keine Sorgen nicht mache um das Hauswälen und wan ich in der Fruh aussieh schauge ich schänfiedtig hinaus in der Färne wo das Kobern wagt und inder liebe Gub seinen Sägen dahu gibd, das der Woaz auch wagt.

Libe Mari, ich mus es dir schreim, das ich eine härlische Freide gehabd hawe, das di Edelweis ein Kufalm had und ich hobfe, das ier nichts verseimt habd inder Bau bärig ist, sondern den Wärn vom Birtth darieber laßt, wo ich klaube, das er schön schpringd.

Libe Mari, ich mechte auch dabei mit wierken indem ich immer mit duffen Gedangen beschäftigt bin und soller Viehbe, habter leiber es isd mir nicht geschattet, sondern ich mus dem algemeinen Bekten und dem Waderland duffe Freiden obfern und inder es heuzt, wier missen inder Waderland regürn da fragd kein Mensch nach inder Brifatwienischen und ob fileichd Bau bärig isd.

Libe Mari, da isd man kein Hanswurtsch nicht wenn man sich fier sein Waderland obfert sondern man isd eine thume Schnegang, bald man es nicht ferstet und Du tanzt den Minisder schon fragen, ob er ein solchene Seppen dahu braugen kan und er mus es sagen, das er one iem iberchaupt nichts machen kan, und ich nicht daneben schtehe und bloß eine dume Fogen schneite, sondern mier schaffen an.

Libe Mari, indem du schreibsd das in der Menschleramer ein solchener Strägori schtabfindet, isd es ser draurig, das die Reichsheid ferschwindet und sie machd der Wollusd Blag, habter nicht bloß in inder Menschleramer sondern iberhaupt in jader Sitte und in jaden Ballaste, und inder mir besweng inder Eihertes thun missen, das mir wieder die heilige Nähligon in schwung bringen, kenne wier nicht in die liebe Heumat ziehen und bald es uns gelüing isd es fileichd auch in Deiner Menschleramer nicht mer so wollüstig wie fonzg.

Libe Mari, indem du schreibsd, was mich der Pfahrerlechiner ierer Abl anget, so isd es fileichd nicht unfersehend, das mir solchene Unterschneiden in den Sal schibit, wo es nur die Gesehligkeit isd, das ich ier den Grob verdreihen will und ich bin kein Koltor wo sich iberzeigt, ob der Kogendrag am richtigen Orte isd, sondern mir isd es gleich.

Der wo ihn auf den Abl legt bin ich nicht, sondern der Pfahrer, und er wird schon wiesen, wie er sich dabei zum ferhalten had, und ich ferchreibe es bloß fier den Grob, wo kein findiger Gedange hintomt und auch kein Geschlächtsbeil nicht isd.

Das musd du dir mergen und nicht solchene schmuzige Worde leber meinen Läbenswanbel haben.

Libe Mari, ich tome nicht, indem noch di Rägislatur nicht ferdig gemacht isd und ich darf di Rägislatur nicht hint lasen, indem ich geschwohren habe. Libe Mari, fileichd wird sie ferdig in August oder in Setämber, das weis kein Mensch nicht, wan sie ferdig wird. Ich auch nicht.

Desweng bin ich kein Haderlump nicht, sondern ein dreier Regant des Schtaates, wo sich auf inderne Ausbauer ferlast und nicht aufbau, ob fileichd daheim ein Weibsbild blärrt.

Libe Mari, das musd du dir genau mergen, das ich kein Hanswurtsch nicht bin und es grieht Dich

Dein

liber Jozef Fisser

kenigl. Abgeorneter.

Bosch. G.

Schauge das dem Birt sein Sarnär gud schbringd haber laße die Bolidit aus den Schpiele.

Aus allen Gebieten.

Medizinisches.

Wissenschaftliches vom Plattfuß. Der Plattfuß soll nach Meinung vieler eine Eigentümlichkeit gewisser Rassen, speziell der Neger und der Semiten sein. So verhöhnen viele antisemitische Couplets und Gassenhauer den „plattfüßigen“ Juden. Nun hat sich des Plattfußes, wenn man so sagen darf, die Wissenschaft angenommen und auf Grund statistischen Materials untersucht, ob die platte Bildung des Fußes eine angeborene oder eine erworbene Eigenschaft ist. Nach der Behauptung Hoffas, des jüngst verstorbenen berühmten Berliner Orthopäden, ist der Plattfuß in 95,7 Prozent der Fälle erworben und nur in 4,3 Prozent angeboren. Hiermit könnte als erwiesen gelten, daß

der Plattfuß kein Minderheitsmerkmal ist, sondern auch die Ausgung der Verhältnisse entsteht.

Dr. Wustat, Spezialarzt für Othopädie, hat nun in einem besonderen Werke über den Plattfuß (Verlag Mittler und Sohn) nähere Daten über die Häufigkeit des Plattfußes erbracht. Danach werden jedes Jahr wegen dieses Leidens in Preußen 25 Prozent, in der Schweiz und in Oesterreich 30 Prozent zur Stellung kommenden Mannschaften ausgeschieden. Diese Zahlen zeigen, daß der Plattfuß als Volkskrankheit betrachtet werden muß, deren Verhütung von großer Wichtigkeit ist.

Gegen den Alkohol.

Der Bierverbrauch im deutschen Zollgebiet weist in den letzten Jahren einen kleinen Rückgang gegen die vorhergehenden auf, freilich noch immer eine starke Erhöhung gegen die früheren Jahrzehnte. Es wurden verbraucht Liter pro Kopf in den Jahren

1872	81,7
1874—1883	88,0
1884—1893	100,5
1894—1898	117,0
1899—1903	121,4
1904	117,0
1905	119,0
1906	118,0

Die Jahre 1899—1903 zeigen den Höhepunkt, der 1899 und 1900 sich auf 125 (in Bayern 1899 gar 248) Liter pro Kopf — auf den Kopf des trinkenden erwachsenen Mannes etwa das Dreifache — erhob. 1901 brachte den tiefsten Stand mit 116 (im Brausteuergebiet 97 gegen 106 im Jahre 1900). Gegen die siebziger Jahre hat das Brausteuergebiet (Norddeutschland) eine relative Zunahme um rund die Hälfte (99 in den Jahren 1904 bis 1906 gegen 65 in den Jahren 1874—1878), Bayern einen geringen (237 gegen 241), Württemberg einen erheblichen (169,7 gegen 204,3 in den Jahren 1872—1875) Rückgang zu verzeichnen — dagegen B a d e n mehr als eine Verdoppelung (158 gegen 77,9 in den Jahren 1872—1875, noch mehr Elsaß-Lothringen, das fast ununterbrochen eine Verbrauchssteigerung von 36,7 Liter 1872 bis auf 95 Liter 1906 aufweist. Ob der geringere Mehrverbrauch in der letzten Zeit der Hochkonjunktur im Vergleich mit der weit stärkeren Zunahme in der vorhergehenden (1899—1900) bereits auf einen Erfolg der wachsenden Aufklärung über die Gefahren auch dieses scheinbar harmlosen alkoholischen Getränkes zurückzuführen ist, läßt sich schwer entscheiden. Doch dürften wohl die nächsten Jahre, im Zeichen der immer kräftiger, nunmehr auch von der organisierten Arbeiterschaft betriebenen Bekämpfung des Alkoholismus und der wachsenden Vervollkommnung der alkoholischen freien Getränke wohl endlich und endgiltig den Anfang vom Ende des Gambirius-Reiches bedeuten.

Tierschutz.

Trinkenlassen erhiteter Pferde. Wenn ein erhitetes Pferd nach dem Trinken kalten Wassers nicht sogleich in Bewegung gesetzt wird, so stellen sich oft Bauchkrämpfe und Brustfellentzündung ein als Folge der plötzlichen Abkühlung. Wenn aber das erhitete Pferd gleich nach dem Trinken des kalten Wassers in eine schnelle Gangart versetzt wird, so pflagen diese Erscheinungen auszubleiben. Das beste Mittel, erhitete und in den Stall gebrachte Pferde ohne Nachteil zu tränken, besteht darin, daß man ihnen warmes (nicht lauwarmes) Wasser vorsetzt. Dies ist sehr gesund und befördert die Tätigkeit der Gedärme. Pferdebesitzer, welche dieses Verfahren anwandten, haben bekundet, daß bei ihren Pferden innere Krankheiten zu den Seltenheiten gehören.

Allerlei.

Eine ganz wunderbare Geschichte teilt eine Berliner Korrespondenz mit. Wir teilen sie mit als Probe aus den oft sehr unwahrscheinlich klingenden, aber doch recht heiteren Einfendungen, die einer wohlwollenden Redaktion auf den Tisch fliegen. Die sinnige Mär lautet also: Das Ende eines Menschenfressers. (Eine hypermoderne Zirkusvorstellung.) Daß ein gewisses Publikum heutzutage sich nicht mehr mit Stierkämpfen und Hinrichtungen begnügt, sondern nach viel blutrünstigeren Szenen lechzt, beweist ein Vorfall, der sich jüngst in der ungarischen Stadt Szalonta ereignet hat. Vor einigen Tagen künbigen große Plakate dem Publikum Szalontas an, daß in dem dort gastierenden Zirkus sich zum erstenmal der „welüberhäute, noch